

von ihm restlos Verschiedenes" (51). Das Woraufhin dieser Beziehung nennen wir „Gott“: Gott ist der, „ohne den nichts ist“. Man kann von der Welt aus nur hinweisend („analog“) über ihn reden. Es gibt kein Gott und die Welt übergreifendes Denk- oder Gesamtsystem. Nur die Relation vom Geschaffenen auf Gott hin ist real; Gott hingegen könne sich nur auf Gott als Terminus beziehen. Wie kann Gott dennoch eine liebende, Leben und Sterben überdauernde Gemeinschaft gewähren? Weil die Welt vom ersten Augenblick ihrer Existenz an in das Gegenüber der Liebe zwischen Vater und Sohn, das der Heilige Geist ist, aufgenommen, hineingeschaffen ist. – Nun muß man aber dieses „In Christus“-Geschaffensein von anderen Menschen durch das vom menschengewordenen Sohn ausgehende „Wort Gottes“ gesagt bekommen. Die vom Wort Gottes getragene und ermöglichte Antwort des Menschen ist der Glaube. Glaube kommt also allein vom Hören, das Hören aber vom Wort Christi (Röm 10,17). Er ist Anteilhaben am Gottesverhältnis Jesu, am Erfülltsein vom Heiligen Geist. Die wirklichen Glaubensausagen entfalten immer nur diesen Glauben. Durch ihn braucht der Mensch nicht mehr in Angst um sich selber zu leben, weil er sich in Gottes Liebe geborgen weiß. Angst führt zu Unmenschlichkeit, zu Gewaltanwendung und Aggression.

Die Weitergabe der christlichen Botschaft (zweiter Hauptteil) geschieht in mitmenschlicher Kommunikation durch Bezeugung. Dem Wort Gottes begegnet man in der Heiligen Schrift, in der Tradition und im Lehramt in ihrer gegenseitigen Bezogenheit. Knauer zieht seinen Ansatz bis in die Einzelfragen konsequent durch: „Sakramentalität“ des Wortes Gottes, Inspiration, Unfehlbarkeit, Irrtumslosigkeit, Lehramt.

Von der Verantwortbarkeit der Glaubenszustimmung handelt der dritte Hauptteil. Die Glaubens-Würdigkeit wird nur in der Glaubenszustimmung selbst erfaßt; die Glaubwürdigkeits-erkenntnis besteht in der negativen Einsicht, daß letztlich vom Glauben verschiedene Stellungen zur Verkündigung vor der Vernunft nicht verantwortbar, widerlegbar sind. Dies sei ein genügendes *motivum credibilitatis*. Die Tätigkeit der Vernunft dürfte sich also m.E. mit „*removens prohibens*“ beschreiben lassen.

Unbedingt zuzustimmen ist dem interessanten Versuch einer Fundamentaltheologie anderer Art; Knauer versteht sie als Bedenken des Zusammenhangs aller theologischen Disziplinen. „Ökumenisch“ nennt er sie, weil sie, Gerhard Ebeling folgend (9), sowohl das reformatorische Anliegen aufgreift, keine geschaffene Qualität könne Gemeinschaft mit Gott begründen, als

auch das orthodoxe, daß Gemeinschaft mit Gott nur im Hl. Geist möglich sei (17). – Zu befragen wären vom Ansatz her erfolgreiche Interpretationen in ihrer Spannung zum biblischen Wort: etwa für Wunder, Opfer, Sühnetod, Auferstehung, leeres Grab, Erscheinungen, Bittgebet. Frag-würdig ist u.a. die biblische Verifizierung der These, Gott könne sich nur auf Gott beziehen, auf Welt nur durch deren Hineinnahme in die Relation des Vaters zum Sohn. In Kol 1,16 („in ihm wurde alles erschaffen“) versteht Knauer den Sohn offensichtlich schon im Sinne des Nizänums als „gezeugt, nicht geschaffen“ (178). Dies dürfte ein Anachronismus sein (Joachim Gnlika, Der Kolosserbrief, 63). Analog wird wohl auch 2 Tim 1,9f überinterpretiert. Andererseits, redet nicht die Schrift unbefangener, z.B. Joh 3,16? Überhaupt, wissen wir wirklich so viel so genau?

Linz

Johannes Singer

■ WIEDERKEHR DIETRICH (Hg.), *Wie geschieht Tradition?* Überlieferung im Lebensprozeß der Kirche. (Quaestiones disputatae, Bd. 133). Herder, Freiburg 1991. (176). DM 49,-.

Die Arbeitsgemeinschaft der katholischen Dogmatiker und Fundamentaltheologen des deutschen Sprachgebietes behandelte auf ihrer Arbeitstagung in Vierzehnheiligen (Franken) vom 24. bis 28. September 1990 Probleme um das Thema „Überlieferung“. Der vorliegende Band enthält die von den Autoren überarbeiteten Referate; der ausgelöste Diskussionsprozeß und seine Erträge wurden aufgenommen. Um des größeren Horizontes und um der Analogie zu anderen Überlieferungsvorgängen willen zeigte zu Beginn der Regensburger Kunsthistoriker Jörg Träger die Abwanderung zur Erfahrung des Göttlichen in die Natur am Beispiel der Malerei der deutschen Romantik.

Hünemann (Tübingen) charakterisiert das Überlieferungskonzept des Zweiten Vatikanums: Die Heilsgeschichte wird als transzendente Geschichte erzählt; sie spielt sich nämlich in, durch und unter der Historie ab, übersteigt sie und entfaltet deren letzten Sinn (die Herleitung aus DV 2 wünschte man sich noch deutlicher) – anders als das überlieferte Konzept, das von der geschichtsüberhobenen Eindimensionalität des Glaubens ausgeht, also nicht in einer Vielzahl von geschichtlichen Auslegungen spielt. Die Schwierigkeiten für Amtsträger, Theologen und Volk Gottes ergeben sich aus der Unsicherheit, „weil man nicht recht weiß, wie man mit dieser Grundorientierung umzugehen hat“ (60).

Unübersehbar hat der theologische Begriff „Tradition“ seit Trient und Vatikanum I entschei-

dende Fortschritte gemacht. Nach Pottmeyer (Bochum) ist sie die fortdauernde Selbstüberlieferung Gottes durch Jesus Christus im Heiligen Geist zu unserem Heil (99,103). Diese in Gottes Treue begründete verbindliche Tradition ist zu unterscheiden „von ihren zeitbezogenen und möglicherweise erneuerungsbedürftigen Ausdrucksgestalten, durch die sich das Wort Gottes jeweils vermittelt“ (89). Stillgelegte Tradition ist Traditionalismus: als antineuzeitlicher bei Lefebvre; als gemäßigter, der das Zweite Vatikanum ausschließlich im Lichte des ersten interpretiert; als Kompromiß beider Konzilien, welcher der offizielle Kurs der Kirche ist.

Gabriel (Vechta) interpretiert in seinem religionssoziologischen Beitrag den gegenwärtigen Traditionsbruch als Auflösung einer historisch gewordenen Verflechtung von Tradition und Modernität. In einer so enttraditionalisierten Gesellschaft vollzieht sich heute Tradition. – Heine (Zürich) plädiert feministisch für eine gleichberechtigte Trägerschaft und Weiterentwicklung von Tradition. – Wiedenhofer (Frankfurt/M.) verfolgt die kirchliche Tradition im Gefüge des Tradierens der Haus- und Ortsgemeinde, der Teil- und Gesamtkirche.

Im Hintergrund steht selbstverständlich das Konzil und die Zeit seither, vor allem die römische „Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen“. Die Stellungnahme der Arbeitsgemeinschaft ist als Anhang abgedruckt.

Linz

Johannes Singer

KIRCHENGESCHICHTE

■ ZINNHOBLE RUDOLF, *Kirche in Oberösterreich*. Bd. 2: Vom hohen Mittelalter bis zum Anbruch der Neuzeit; Bd. 3: Von der Reformation zum Barock (je 50 S., je 100 Abb.). Editions du Signe, Strasbourg 1993 u. 1994. Brosch. je S 100,-.

Nun liegen die Hefte 2 und 3 dieser Kirchengeschichte Oberösterreichs vor, ein abschließendes viertes Heft ist in Arbeit. Der durch seine zahlreichen Veröffentlichungen zur allgemeinen Kirchengeschichte und vor allem zur Linzer Diözesangeschichte bekannte Historiker behandelt in *Heft 2* die Zeit vom Investiturstreit bis zum Beginn der Neuzeit. In einem ersten Teil, der dem Hochmittelalter gewidmet ist, befaßt sich der Autor mit der Kirchenreform und dem Investiturstreit, den Klöstern im Dienste der Reform, der Hierarchie und dem Bistumsaufbau, der Kreuzzugsbewegung, dem religiösen Leben

sowie der Kunst und Kultur. Im zweiten Teil, der das Spätmittelalter betrifft, wird zunächst die kirchenpolitische Situation geschildert und dann auf den organisatorischen Rahmen der Seelsorge, die Tätigkeit der Bettelmönche, auf Ekstatiker, Häretiker und Juden, das religiöse Leben, die damaligen Mißstände und Reformansätze sowie die Kunst- und Kulturszene eingegangen.

Zinnhobler gelingt es in vorzüglicher Weise, zu Beginn eines jeden Kapitels mit wenigen Federstrichen die Gesamtsituation der Kirche zu skizzieren und dann auf die Lokalgeschichte überzuleiten. Immer wieder besticht er mit seinen Detailkenntnissen, die von einer guten Beherrschung der Materie zeugen. So erfahren wir, daß Propst Gerhoch von Reichersberg in seinem Reformeifer so weit ging, den Stand der Welt-priester abschaffen und Priester exkommunizieren zu wollen, welche die Augustinerregel nicht annehmen wollten. Mit Recht betont der Autor, daß man erst im 11. und 12. Jahrhundert von Pfarreien im eigentlichen Sinn, das heißt von Seelsorgespargeln mit genau festgelegten Grenzen und einem eigenen Seelsorger, sprechen kann. Überaus interessant ist, was der Verfasser zum religiösen Leben und zur Frömmigkeit sowie zu Kunst und Kultur zu sagen weiß. Als Beispiel für die Art der Reliquien, die im ausgehenden Mittelalter verehrt wurden, wird zum Beispiel auf den 1496 konsekrierten Dreifaltigkeitsaltar der Schneiderzeche in Steyr verwiesen; dieser enthielt unter anderem einen Stein, auf dem Maria kniete, als ihr der Engel erschien, etwas vom Hirn des hl. Bartholomäus, einen Zahn des hl. Maurus usw. Im Zusammenhang mit den Pfründen von Enea Silvio Piccolomini, dem späteren Papst Pius II. (1458–1464), hat sich ein Schreibfehler eingeschlichen: statt Sarntheim muß es Sarntheim heißen.

Heft 3 behandelt die Epoche „von der Reformation zum Barock“. Nach einem sehr informativen Vorwort stellt Zinnhobler in einem ersten Abschnitt die Reformation, die Katholische Reform und die Gegenreformation dar, wobei er bei der seit H. Jedin gebräuchlichen und auch überaus nützlichen Einteilung dieser Periode bleibt. Der Autor schildert zunächst die Anfänge und die Durchsetzung der Reformation in Oberösterreich. Im Unterschied zu Tirol konnte die Regierung gegen die Protestanten in Oberösterreich kaum vorgehen, da man bei der Bekämpfung der Türken auf ihre Hilfe angewiesen war. In diesem Zusammenhang ging damals der Spruch um: „Der Türk ist der Lutherischen Glück“. Beim Tode Kaiser Maximilians II. 1576 war Oberösterreich bereits ein protestantisches Land. Erst 1597 begannen die Behörden mit einer